Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. №. 19.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Freitag den 12. Mai 1843.

Gewerbliches.

Ein Franzose Namens Louis Reybaud läßt, in einem, für alle diejenigen, welche in unserer geistig so Vieles verwirrenden Zeit gesunden Sinn zu bewahren gewußt, herrlich geschriebenen Aufsatze sich über die Gebrechen unserer Tage und die daraus folgenden Leiden der Gesellschaft, namentlich der arbeitenden Klassen, ungefähr wie folgt aus:

„Alle Leiden werden schon seit längerer Zeit mit höchstem Eifer der Gesellschaft, in einem furchtbaren Chorus von Beschuldigungen und Lästerungen, zur Last gelegt. Wollte man ihnen glauben, so hätten alle Anstrengungen der Vergangenheit nur dazu gedient, die Erde in ein weites Armenhaus und in eine Krätzanstalt zu verwandeln. Man will damit die persönliche Verantwortlichkeit von sich abwälzen, indem man sie der gesellschaftlichen Ordnung aufbürdet. Sonst nahm man an, daß der Mensch für seine Fehler selbst verantwortlich sei, jetzt soll es die Gesellschaft für ihn sein. Das Alterthum hat sich eines solchen Irrthums nicht schuldig gemacht: es wendete sich an das Gewissen des Menschen, nicht der Gesellschaft, mit der Aufforderung seiner Weisen „erkenne dich selbst und beherrsche dich" wie mit den Lehren des Christenthums, das zum Herzen des einzelnen Menschen spricht, unbekümmert um das Unrecht der Civilisation und die Unvollkommenheiten der Gesellschaft. Von diesem allein wahren Gesichtspunkte abweichend, muß eine gefährliche Verwirrung entstehen. Des einzelnen Menschen böse Handlungen werden als ein entschuldigenswerthes Produkt der Civilisation betrachtet, das moralische Gefühl in höheren und niederen Stufen wird abgestumpft, das Laster verliert seine abschreckende Häßlichkeit, die Tugend ihre Heiligkeit. Je mehr man sich aber selbst schont bei der Verdammniß des Unrechts, der Pflichtwidrigkeit, um so eifriger schleudert man den Bannstrahl auf die Gesellschaft. Diese allein erscheint ohne Herz und Gefühl; alle Institutionen sind in ihrem innersten Kerne angefault. Der Ehebruch befleckt die Ehe, der Betrug schändet den Handel, Haß und Eifersucht vergiften die gesellschaftlichen Beziehungen und der Egoismus ist der oberste Leiter dieser Welt. Man bemüht sich, die Folgen dieser Gräßlichkeiten auf schaudererregende Weise aufzudecken, doch immer nur als eine Schuld der Gesellschaft, nicht des einzelnen Menschen. Für diesen scheint man keine Anklage, nur Mitleid noch zu haben, ein Mitleid, das, an **selbstbereitete** Leiden geschenkt, zur Ermunterung, für Faulheit, Ausschweifung und Leichtsinn wird!

Lange genug ist man mit solchen Uebertreibungen und Schmähungen gegen unsere gesellschaftliche Ordnung zu Felde gezogen, möge man diese endlich mit kaltem Blute beurtheilen, sie weder zu niedrig stellen noch zu Hohes von ihr fordern. Diese Erde, wie das Christenthum richtig beurtheilt hat, wird immer der Sitz der Leiden sein, denen die Mächtigsten wie die Schwächsten zu allen Zeiten ausgesetzt sein werden. Mögen immerhin die Gesellschaften

sich weiter bilden, die Menschen sich bessern; wenn eine Wunde sich schließt, öffnet sich eine andere, und moralisches Leiden wächst, wo physisches sich verringert. Vor Allem kommt es darauf an, daß der Mensch nicht in der Erwartung eines von seinen Anstrengungen unabhängigen Glückes lebe, und nicht in der gefährlichen Meinung einschlafe, die Gesellschaft sei ihm Sicherheit, Wohlstand, Freude schuldig, ohne von ihm Tugend und die Beherrschung seiner Leidenschaften fordern zu dürfen. Die Ausfälle gegen die Civilisation und ihr Elend sind Entschuldigungen eigner Erschlaffung und Lasterhaftigkeit. Damit leistet man den schlechten Neigungen Vorschub und liefert der Zügellosigkeit Waffen. Gewiß hat die Gesellschaft noch eine lange Bahn des Fortschrittes zu durchlaufen; dazu bedarf es jedoch um jeden Preis, das Pflichtgefühl und Gewissen jedes Einzelnen zu stärken."

Herr Reybaud meint also mit allen ehrenwerthen Männern „soll's mit der Zeit besser werden, müssen wir selbst besser werden, doch mögen wir von dieser Erde nie Anderes als Unvollkommenes verlangen." Folgen wir ihm, so kann unsere Zufriedenheit mit dieser Welt, trotz aller ihrer Mängel, und unser Streben nach dem Vollkommenen jenseits der Erde nur gewinnen.

Erzählungen der Großmutter.

In einem norddeutschen Städtchen lebt eine liebe Familie; Eintracht, herzliche Liebe waltet in ihr, und der bescheidene Wohlstand, der gern emsigem Fleiße folgt, scheucht schlimme Sorgen von der Schwelle ihres freundlichen Hauses. Der Vater ist ein wackrer Mann, ein kleiner Kaufmann, ehrlich, emsig, thätig bemüht, so um der Seinen Wohl, wie um das Beste der Stadt und Gemeinde; seit langen Jahren lebt er in einer sehr glücklichen Ehe. Sein ältester Sohn ist Soldat, denn im preußischen Lande will ein weises und gerechtes Gesetz, daß jeder die Pflicht, für sein Vaterland die Waffen zu tragen, selbst erfülle, dort kennt man nicht jenes schnöde Lotteriespiel, wodurch man dieser Pflicht sich entziehen, noch weniger jener Handelei, wodurch mancher, selber unmännlich, „einen Mann stellen" kann. Der Sohn war jetzt eben auf Urlaub zu Hause zur großen Freude seiner jüngeren Geschwister, die mit seinem Degen spielten und sich an der knappen Uniform und der Mütze mit dem hellen rothen Streifen, die nur Sonntags aus dem Schranke wanderten, sehr ergötzten. Des Kaufmanns Weber Mutter theilte das Glück ihres Sohnes, er, seine Frau, die Kinder hingen mit unbeschreiblicher Liebe an ihr: sie hatte ein langes Leben in Frömmigkeit hingebracht, darum war der Abend dieses Lebens so heiter, so ruhig, so gesegnet. Ihr Sohn, das einzige noch lebende Kind, von vier Kindern, die sie geboren, war glücklich; sie sah seine Jugend, sie sah die lieben Todten wieder, die ihr vorangegangen waren, in seinen Kindern neu auferstehn. Wie liebte sie diese Kinder! wie sorgte sie für Alles, wie oft hatte sie alte Lieder hervorgesucht, sie in den Schlaf zu singen, wie oft durch schöne Geschichten sie zum Stillsitzen gebracht. Geschichten erzählen, die Erfahrungen eines langen Lebens, einfache, richtige Beobachtungen wiedergeben, das verstand die kluge, noch in ihrem Alter sehr rüstige Frau vortrefflich. Geschichten erzählen, das war ihrer Enkel ewige Bitte. Wenn es schneete und regnete, wenn die alten Wetterfahnen im Winde knarrten, rückten sie zusammen und die Großmutter mußte sich schon ihren Bitten fügen.

An einem solchen Abende war denn die gute Frau auch gern bereit. Ihr kennt die Geschichte schon, die ich heute erzählen will, lächelte sie ihrem Sohne und seiner Frau zu, doch ihr könnt sie, wie's in der Komödie heißt, immerhin noch einmal hören.

Weit, weit von hier, im Süden von Deutschland, wo das Land fruchtbarer ist als bei uns, wo die Sonne wärmer scheint und der Wein kocht auf den Bergen, dort lebte vor langen, langen Jahren ein armer Bursch; er hatte nie die Sorge eines Vaters, nie die Liebe einer Mutter gekannt: einem harten Herrn diente er um das ärmliche Kleid, das seine Blöße deckte, um die kärgliche Kost, die ihn vor Hunger schützte. Freundliche Mienen wurden ihm selten geboten, jeden Tag schwere Arbeit, bald im Felde, bald in der Tenne, dann die Huth der Schafe seines Herrn, so verging ihm die Zeit. Für ihn, den armen Knecht, spielten die Musikanten Sonntags nicht zum Tanze, für ihn gab es wenig Freude, wenig Erholung in der Welt. Der arme Kurt fühlte das wohl, er hatte ein stilles Lieblingsplätzchen, wohin er seine Schafe zu treiben pflegte; es war ein Hügel, von dem man weit hinab ins Land sah, von Gebüsch umgeben stand dort ein hohes mit schöner Bildhauerei geziertes Krucifix; es war der Grabstein eines kaiserlichen Generals, der im dreißigjährigen Kriege an dieser Stelle gefallen war. Hier pflegte

Kurt oft zu verweilen, stundenlang schaute er hinaus in die Ferne. Welt, Glück! wie seltsam lockend klangen ihm diese Worte. Wie gern hätte er den Wanderstab genommen! Oft auch saß Kurt fleißig beschäftigt neben seinen Schafen, er hatte viel Geschick aus Weidenstäben allerlei Geflecht zu machen, und selbst sein harter, unwirscher Herr hatte ihn zuweilen gelobt, wenn er Abends, wo er seine Schafe eintrieb, ein hübsches Körbchen mit heimbrachte.

An einem Frühlingstage stand Kurt wieder an seinem Lieblingsplatze am Grabmal des alten Kriegshelden, das Wetter war rauh und unfreundlich, dunkle Wolken lagen am Himmel und ein kalter Wind sauste in Baum und Gebüsch. Am Morgen hatte ihm sein Herr harte Worte gegeben, und unerträglicher als je drückte ihn das freudlose Leben, das er führen mußte. Fort in die Welt will ich, rief er, komm's wie es will!

Da hörte er Pferdegetrappel, das Knarren von Rädern, ein schwerfälliger Wagen kam den Hügel heran, ein ältlicher Herr, eine Dame, ein schlankes wunderschönes Mädchen stiegen aus. Sie wollten vom Hügel herab die schöne Aussicht genießen. Kurt näherte sich ihnen freundlich, er nannte ihnen die Namen der umliegenden Ortschaften, er erzählte ihnen von dem General, dessen Denkmal den Hügel zierte.

Du gefällst mir, Bursch, sagte der fremde Herr, was meinst Du, Adelheid, gäb' er nicht einen stattlichen Lakaien?

Die schöne Dame nickte, und ihr Vater sagte nun Kurt, er wolle ihn in seine Dienste nehmen, er solle es gut bei ihm haben und werde ein tüchtiges Stück von der Welt sehen. Wer war seelenvergnügter als Kurt, er trieb seine Heerde heim und verließ singend seinen geizigen, griesgramigen Herrn.

In seiner neuen Lage gefiel es, besonders anfangs, dem jungen Burschen ausnehmend gut, er reiste mit seiner Herrschaft dem Norden von Deutschland zu, und sah viel Neues und Schönes, viele große Städte, Herrenschlößer und Gegenden. Der alte Herr, dem er diente, war im Ganzen recht gut, aber doch oft auch launig, und quälte unnützer Weise seinen Diener. Seine Tochter Adelheid war ein recht verzogenes Kind des Glückes, Alles mußte nach ihrem Sinne gehen, Alles ihr zum Spielwerk dienen; sie verstand es mit spitzen Worten empfindlich zu verletzen, und dennoch konnte Keiner der schönen herrlichen Jungfrau im Ernste zürnen. — Kurt hatte sie gern, er flocht ihr schöne Blumenkörbe und dergleichen, und sie lobte ihn dann immer als einen guten, anstelligen Burschen. In Frankfurt am Main blieb der Freiherr von Bollendorff, so hieß Kurts Herr, längere Zeit, viele vom Adel, die dort und in der Umgegend lebten, gingen in seiner Wohnung aus und ein, und ein fröhliches geselliges Treiben herschte bei ihm. Um Adelheid sammelte sich ein Kreis von jungen Herren, die sich um ihre Gunst bewarben, das Mädchen lachte und schäckerte mit ihnen, und mehr als ein hochfahrender Jüngling, der sich für unendlich liebenswürdig hielt, erfuhr den Spott ihrer scharfen Zunge. — Ein Hauptmann von Bildern auch besuchte den Freiherrn von Bollendorff oft, es war ein stattlicher Mann, wohl schon ein starker Dreißiger, Bravheit und Biederkeit standen auf seiner Stirn geschrieben, und auch er warb um des schönen Fräuleins Gunst. Einst war Kurt im Nebenzimmer, als der Hauptmann und Fräulein Adelheid im Speisezimmer standen. Seid ihr denn der Schaar von Anbetern nicht müde, Adelheid? sagte der Hauptmann. Möchtet Ihr nicht an einen Mann Euch lehnen, der Euch liebt? Adelheid fing an ein Lied zu singen, der Hauptmann sprach leise und eifrig mit ihr weiter. — Morgen sollt Ihr meine Antwort haben, lieber Freund, sagte Adelheid endlich, und freudestrahlenden Blickes verließ der Hauptmann das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Industrie.

Man braucht im täglichen Verkehre
Recht oft das Fremdwort: Industrie;
Kaum tritt ein Neuling in die Lehre,
Verläßt ihn dieser Ausdruck nie:
Gleichviel, ob Hammer, Nadel, Elle
Des Tagwerks Attribute sind,
Sie nennen sich Industrielle,
Und lebten sie auch nur vom Wind.

Die Industrie ist eine Jacke,
Wenn unbequem, zieht man sie aus,
Entspricht der Zweig nicht dem Geschmacke,
Wählt man sich jenen klüglich aus:
Es wird mit jedem der vier Winde:
Das Meer der Industrie durchschifft,
Und diese sind die wahren Gründe,
Daß oft Barockerie man trifft.

Der Eine ist gelernter Schneider;
Wenn ihm die Kunst nicht mehr gefällt
Geht stracks er unter die Bereiter,
Bereist zu Pferde nun die Welt.
Zeigt ihm auch hier das Glück die Grenze,
Ein Schneider wieder wird er nicht,
Er hofft daß ihm die Lorberkränze
Die Schauspielkunst am Ende flicht. —

Ein Andrer läßt auf weiten Reisen
Industrielle Flöhe seh'n,
Die sich nicht mehr brotneidisch beißen,
Und jede Conkurrenz besteh'n;
Von ihnen soll die Menschheit lernen
Wie man noch „große Sprünge" macht,
Und wie oft auch den Subalternen
Noch eine große Zukunft lacht.

Ein Dritter läßt sich mit Behagen, —
Welch' Glück ist's für die Chirurgie. —
Als Broterwerb die — Ader schlagen:
O vielgepries'ne Industrie!
Der Lehrling will doch erst probiren,
Wo in dem Arm die Ader liegt,
Und Mancher leiht ihn den Barbieren,
Wenn er zum Lohn — vier Groschen kriegt.

Ein Vierter nennt sich Kammerjäger,
Fängt Mäuse, Igel, Ratten ein;
Ein Fünfter ragt als Schornsteinfeger
In's Reich der Industrie hinein:
Es ist ein Fach, ganz ohne Gleichen,
Wie's wen'ge giebt in uns'rer Zeit,
Wer irgend Lust hat, hoch zu steigen,
Im Schornstein ist Gelegenheit.

Ein Sechster kittet, was zerbrochen,
Mit zweifelhafter Festigkeit;
Ein Siebenter kauft Hadern, Knochen,
Verschickt en gros sie weit und breit;
Der Achte läßt in einem Glase,
Dem Volke die „Geliebte" sehn;
Der Neunte dreht uns eine Nase,
Vom blauen Dunst lebt Nummer Zehn.

Kurz, was das Leben auch bedinge,
Für Anstellung, Lokal, Logis,
Selbst für ein Weib und and're Dinge
Sorgt väterlich die Industrie;
Sie ist der einflußreichste Orden,
Der Legionen Ritter zählt; —
Wer hier nicht Ritter schon geworden,
Hat ganz des Lebens Zweck ve.fehlt.

Mannichfa tiges.

Schicksals=Tücke. Eine Bauerfrau war kürzlich in der Bude des Wilden, der auf dem Markte zu Troyes gezeigt wird, über die Witze des Bajazzo bis in den siebenten Himmel entzückt. Sie konnte deshalb gar nicht begreifen, daß unter den Zuschauern plötzlich ein Flüstern und Lachen entstand, daß Aller Augen sich auf sie richteten und sich endlich der Unwille in dem Sturmrufe Luft machte: „Hinaus mit der Schamlosen, hinaus." Die gute Frau wußte durchaus nicht was sie denn Anstößiges gethan habe. Sie schlug die Augen nieder, und was sah sie? Sie hätte vor Schaam in die Erde sinken mögen! Sie stand — im blanken Hemde; der Rock lag ihr auf den Füßen. Schnell suchte sie die Unordnung ihres Anzuges zu heben; aber neues Entsetzen! Die Tragbänder waren abgeschnitten und zugleich die Tasche, in der sie ihr Geld hatte. Daß Tasche und Geld nicht wieder zum Vorschein kamen, versteht sich von selbst. Jetzt entstand ein allgemeines Gelächter.

*Gleiwitz. Ein wahrer Fastnachtsstreich hat hier die Einwohner belustigt. Eine Hausfrau, welche, nachdem sie, wie gewöhnlich, den Teig bereitet und Feuer in den Ofen gemacht hatte, erachtete, daß dieses sehr erhitzende Geschäft ein wenig Ruhe erheische, während welcher sie gar wohl einige Gläser Branntwein trinken könnte. Um diesen vortrefflichen Gedanken auszuführen, nahm sie die Bouteille zur Hand, trank ein Gläschen, dessen befriedigende Wirkung sie zu einem zweiten bewog.... dann zu einem dritten, und so fort, bis zum letzten, dessen Zahl man nicht kennt. Da der gute Brantwein die Wirkung hat, seine Lieblinge aufzuheitern, so träumte wie es schien, die Arbeiterin, daß ihr Geschäft zu Ende wäre, und nun von ihren Beschwerden auszuruhen, ging sie taumelnd nach ihrem Bette, unter dessen Decke sie vor dem Trunk, ihren gährenden Teig gelegt hatte. Sie streckte sich in ihrer ganzen Länge auf diesen weichen Divan, der sie bald von Kopf bis zu den Füßen bedeckte, so daß sie die Gestalt einer ungeheuren Pastete hatte, welche wie eine Orgelpfeife schnarchte, als man sie in ihrem komischen Zustande entdeckte.

Druck und Verlag von W. Levysohn.